Thorner  Zeitung

Begründet anno 1760

Ostdeutsche Zeitung und General-Anzeiger

Erscheint täglich. Bezugspreis vierteljährlich bei Abholung von der Geschäfts- oder den Ausgabestellen in Thorn, Mocker und Podgorz 1,80 M., durch Boten frei ins Haus gebracht 2,25 M., bei allen Postanst. 2 M., durch Briefträger 2,42 M.

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Seglerstraße 11.
Telegr.-Adr.: Thorner Zeitung. — Fernsprecher: Nr. 46.
Verantwortlicher Schriftleiter: Carl August Müller in Thorn.
Druck und Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung G. m. b. H., Thorn

Anzeigenpreis: Die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pf. Reklamen die Petitzeile 30 Pf. Anzeigen-Annahme für die abends erscheinende Nummer bis spätestens 2 Uhr nachmittags in der Geschäftsstelle

Nr. 255. Sonntag, 29. Oktober Zweites Blatt. 1905.

Ein Landwirt über die Fleischnot.

Ein ostpreußischer Landwirt schreibt der „Königsb. Hart. Ztg.“:

Die Klagen der städtischen Bevölkerung über die so hohen heutigen Fleischpreise sind durchaus berechtigt, ebenso die Bestrebungen der Stadtvertretungen hierin Abhilfe zu schaffen. Die Landwirte sehen solche Bestrebungen allerdings nicht gern; sie freuen sich über die schönen Preise, die sie jetzt für ihr Vieh lösen und wünschen diesem Zustand Dauer. Das sind Interessengegensätze, wie sie zwischen Produzenten und Konsumenten nur natürlich sind. Da ist es Aufgabe der Staatsregierung, die Verhältnisse unparteiisch zu prüfen und einen Ausgleich der widerstreitenden Interessen zu versuchen. Es bietet sich auch ein Mittel dazu, das zwar nicht augenblickliche Abhilfe gewährt, aber die Wiederkehr eines ähnlichen Notstandes verhindern dürfte, und dennoch der Landwirtschaft kein Opfer auferlegt: nämlich die gänzliche Aufhebung der Zölle auf Futtergetreide und andere Futtermittel. Das würde eine starke Anregung zur Vermehrung der Viehproduktion geben, die dann auch bei mittleren Viehpreisen immer noch rentabel bliebe.

Die Agitation der städtischen Bevölkerung geht dahin, eine Erleichterung der Grenzsperren zu erreichen, und das ist ja auch das einzige Mittel, das momentan helfen kann. Man darf sich aber auch davon nicht alles versprechen. Die Rücksicht auf die Seuchengefahr und die wechselnden Bestände des Auslandes werden der Einfuhr doch immer solche Beschränkungen auferlegen, daß diese im Vergleich zu dem großen Konsum nicht immer völlig ausreichend, jedenfalls nicht gleich sein wird. In der Hauptsache werden wir stets auf die inländische Produktion angewiesen bleiben. Diese zu heben, das also muß die Aufgabe sein.

Wird aber die inländische Produktion je den Bedarf befriedigen? Das ist bekanntlich die Streitfrage. Man wird darauf weder mit einem unbedingten Ja noch mit einem unbedingten Nein antworten können.

Was zunächst den Rindviehbestand betrifft, so ist eine starke und schnelle Vermehrung desselben nicht zu erwarten. Das Rindvieh wird in der Landwirtschaft zu dem Zweck gehalten, das Rauhfutter zu verwerten. Die Stückzahl des Viehes ist also durch die Menge des erbauten Rauhfutters begrenzt. Nun vermehrt sich diese Menge ja durch die steigende Kultur, auch vollzieht sich allmählich ein Uebergang vom starken Getreidebau zu vergrößertem Futterbau; aber das geht doch alles nur langsam vorwärts und hält mit dem Wachstum der Bevölkerung nicht Schritt. Von einschneidender Wirkung würde eine Verbilligung der käuflichen Futtermittel sein; sie würde es dem Landwirt ermöglichen, sein Vieh schneller umzusetzen. Das moderne Wirtschaftsprinzip „möglichst schneller Umsatz“ erkennen auch unsere Landwirte als richtig an. Wenn billige Preise für Futtergetreide es ihnen gestatten, ihr Vieh reich zu ernähren, so werden sie es nicht drei Jahre bis zum Verkauf halten, sondern es schon mit zwei Jahren reif zur Verkaufsware haben. Bei gleichbleibender Stückzahl des Gesamtbestandes wird also die Menge des dem Konsum zugeführten Viehes um ein sehr beträchtliches wachsen.

Viel günstiger für die Steigerung der Produktion liegen die Verhältnisse bei der Schweinehaltung. Diese ist in der Landwirtschaft nicht so eng begrenzt, wie die Rindviehhaltung. Bei ihr entscheidet allein die Rentabilität über den Umfang der Haltung. Diese hängt aber nicht nur von den Verkaufspreisen, sondern ebenso von den Futtermittelpreisen ab. Bei billigen Preisen für Mais und Gerste lohnt die Schweinehaltung noch, wenn auch nur mittlere Schlachtviehnotierungen sind. Allerdings wird ja die Größe der Kartoffelernte immer bedeutenden Einfluß auf den Umfang der Schweinehaltung haben; danach wird sie stets etwas variieren. Aber der durchschnittliche Schweinebestand wird sehr erheblich wachsen bei billigen Preisen für Futtergetreide.

Es gibt also ein Mittel, die Fleischproduktion des Inlandes sehr erheblich zu steigern. Wenn unsere Regierung nicht dessen Anwendung vorschlägt, so stehen dem wohl gewisse agrarische Bedenken entgegen. Die Landwirte, die Futtergetreide verkaufen, könnten dadurch geschädigt werden. Das ist eben das schlimme an unserem Zolltarif; er will jedes landwirtschaftliche Produkt im Preise steigern. Dadurch wird aber in diesem Fall nur eine veraltete Betriebsmethode konserviert. Eine weitsichtige Wirtschaftspolitik muß aber darauf bedacht sein, die einzelnen Produktionszweige nach moderner Richtung hin zu fördern. Bei zeitgemäßem Betriebe darf aber der Landwirt kein Futtergetreide verkaufen, sondern er muß es in tierische Produkte umsetzen, ja er soll noch möglichst viel Futtergetreide hinzukaufen, um sein Vieh recht reich zu ernähren und zu schnellem Umsatz zu bringen. Es liegt also auch vom rein landwirtschaftlichen Standpunkt aus kein Bedenken vor, die Zölle auf Mais und Futtergetreide gänzlich aufzuheben.

Ein Vorgehen der Staatsregierung in dieser Richtung würde wesentlich dazu beitragen, die heute so starken Gegensätze zwischen Stadt und Land zu mildern und könnte auch der Regierung manche Sympathien zurückgewinnen, die ihr Verhalten in der Fleischnotfrage sie in den Großstädten hat verlieren lassen.



Thorn, 28. Oktober.

Wochenrundschau.

Ein großer Teil unserer Geschäftsleute geht gegenwärtig mit nichts weniger als heiterer Miene umher. Der Riesenstreik, der jenseits der Grenze, nur wenige Kilometer von uns entfernt, jeden Geschäftsverkehr lahm gelegt hat und an vielen Orten Leben und Eigentum der Bevölkerung gefährdet, der hat auch störend auf den Handel und Wandel unserer Stadt eingewirkt. Am schlimmsten sind die hiesigen Getreidehändler und die Spediteure daran. Für Firmen der Getreidebranche lagern schon seit längerer Zeit auf russischen Bahnstationen große Vorräte, die wegen des herrschenden Wagenmangels nicht abgefahren werden konnten. Immerhin aber wurde das bestellte Getreide doch endlich geliefert, wenn auch durch das lange Lagern und die daraus für unsere Firmen entstehende zweitweise Unmöglichkeit, die angenommenen Aufträge rechtzeitig zu liefern, ein nicht unbedeutender Schaden erwuchs. Nun ist der Bahnverkehr mit unserm Nachbarlande völlig unterbrochen. In den Getreidefirmen fangen die Angestellten, wie ein Geschäftsmann gestern selbst sagte, zum Zeitvertreib Fliegen, und auch bei den Spediteuren ist eine Zeit der Ruhe eingetreten. Nicht weniger haben die Inhaber der offenen Ladengeschäfte allen Grund zum Klagen. Als s. Zt. in verschiedenen Versammlungen die 8-Uhr-Ladenschlußfrage debattiert wurde, da wiesen einige Geschäftsleute immer wieder darauf hin, daß man die Läden in Rücksicht auf die russischen Käufer bis 9 Uhr offenlassen müsse, und betonten, daß sie gerade auf die russische Kundschaft angewiesen seien. Nun bleiben diese guten Kunden gänzlich fern. Den Weichselflößern ist noch immer wegen der Choleragefahr, an die kein Mensch mehr glaubt, das Betreten der Stadt verboten, eine Maßregel, die vielen Kaufleuten bedeutenden Schaden zugefügt hat, und so ist denn augenblicklich im Geschäftsleben unserer Stadt ein bedauerlicher Tiefstand eingetreten. Nur an einer Stelle der Stadt verursacht der russische Streik Arbeit in Hülle und Fülle: auf dem Güterbahnhofe und der Post. Dort türmen sich die nach dem Zarenreiche bestimmten Kisten, Kasten und Briefe zu riesigen Haufen auf. Man weiß kaum mehr ein noch aus. Und täglich vermehrt sich die Masse. Seit gestern werden allerdings Sendungen für Rußland auf keiner Station mehr angenommen, aber wie viele Wagenladungen sind bereits unterwegs, und die meisten müssen hier liegen bleiben, bis der Bahnverkehr wieder aufgenommen ist. Damit nun nicht jede Verbindung mit dem Nachbarreiche aufgehoben ist, hat man eine ehrwürdige Einrichtung vergangener Jahrhunderte wieder aufleben lassen: die gute, alte Postkutsche. Von Ottlotschin bis zur russischen Grenze ist eine Fahrpostverbindung eingeführt worden, die Briefschaften aller Art befördert. Die Sachen werden an der Grenze russischen Beamten übergeben und von diesen unter Bedeckung nach Alexandrowo gebracht. Wohin sie allerdings von dort aus kommen, das mag der Himmel wissen. Schon unter normalen Verhältnissen ist die russische Post nicht gerade ein Muster von Zuverlässigkeit. Wie mag das jetzt erst sein, wo alle Eisenbahnverbindungen unterbrochen sind, und ein Teil der Postbeamten sich im Ausstande befindet.

Aber unsere Geschäftsleute können beruhigt sein. Auch bei dem gegenwärtigen Ausstande der Eisenbahner wird sich der alte Spruch bewahrheiten: „Strenge Herren regieren nicht lange“. Eine Bewegung, welche die Kraft eines großen Volkes so völlig lahmlegt, kann unmöglich lange andauern. Nach einer oder

Berliner Stimmungsbilder.

Von Paul Lindenberg.

(Nachdruck verboten.)

Kunst und Künstler. — Kauflust und Interesse. — Sezession und Tradition. — Florenz und Rom. — Die Bereicherungen des Kaiser Friedrich Museums. — Die Berliner Fächer-Ausstellung. — Niederdeutsche Künstler bei Schulte

„Wem die Kunst zu eigen ward, der hat die echte, blaue Blume; wo für Andere Stein und Fels sich auftürmt, tut sich ihm das weite Reich des Schönen auf; dort liegen Schätze, die kein Rost verzehrt, und er ist reicher als die Wechsler und Mäkler und Goldgewaltigen der Welt . . . . .“ — Wenn Viktor Scheffel, der diese Worte geschrieben, Recht hat, so haben wir jener erwähnten Reichen eine große, sehr große Zahl. Es ist erstaunlich, wie sich Berlin als Kunststadt entwickelt hat und noch entwickelt. Aber sagen wir besser als Künstlerstadt! Kunst und die Unverbundenheit des Künstlerberufes locken noch immer und immer in geheimnisvoller Weise, das erzählt uns der Andrang zu unserer Akademischen Hochschule, deren weite Räume in ihrem neuen prächtigen „Charlottenburger Heim“ kaum die Scharen der Jünger des Pinsels und Meißels fassen können, das erzählen uns die großen Ausstellungen im Moabiter Glaspalast mit ihrer Überfülle von Werken, wie nicht minder die Künstlersalons, die sich von Monat zu Monat mehren, und deren wir jetzt wohl schon zwei gute Dutzend besitzen. Ob hier mal eine Änderung eintritt? Fraglos überbietet auf dem Kaufmarkte das Angebot die Nachfrage, und wenn man die Wege verfolgen würde, die viele, sehr viele Gemälde nehmen, welche die Wände der Kunstausstellungen und -Salons schmückten und oft berechtigte Aufmerksamkeit erregten, man würde recht traurige Blicke hinter die Koulissen von Künstlers Erdenwallen werfen. Im Gegensatz hierzu ist das Interesse an der Kunst, den Künstlern und ihrem Schaffen wesentlich gestiegen. Das bewirkte der häufig recht erregte, dabei aber auch frische, flotte Kampf zwischen den Anhängern und Ausübern der sogenannten alten und neuen Kunst, der viele Kreise fesselte und beschäftigte, hie Welf, hie Vaiblingen, und wer auch nicht ergriff und auch nicht Partei war, suchte sich zu orientieren und seine Anschauung zu bilden.

Von besonderem Reiz ist es, daß Session und Tradition jetzt, wenn auch auf verschiedenen Pfaden, einem gleichen Ziele zustreben: Italien! Dank der hingebenden Bemühungen Max Klinger's hat der Deutsche Künstlerbund die Villa Romana bei Florenz gekauft und wird sie zu Künstlerateliers einrichten, die auf kürzere oder längere Frist jüngeren wie älteren Malern und Bildhauern unengeltlich zur Verfügung gestellt werden, zum Studium der Florentiner Kunstschätze, zur Arbeit, zur Erholung. Eine sehr glückliche Idee des Bundes war es, statt der Medaillen, die allmälig ihren früheren Wert erheblich eingebüßt haben, an die einer Auszeichnung würdigen Künstler Stipendien zu verteilen mit der Berechtigung des Aufenthalts in jener Villa ganz nach Lust und Muße, und machte man hiermit den Anfang bei der diessommerlichen Berliner Ausstellung des Bundes. Und nun scheint auch unsere Akademische Hochschule der Kunst — wir können getrost dafür Tradition sagen — ihren langgehegten Wunsch erfüllt zu sehen, daß in Rom eine Deutsche Kunstakademie begründet wird. Kürzlich erfuhr man nämlich von dem Erwerb der Villa Falionieri in dieser ewigen Stadt seitens eines unserer begütertsten und kunstfreudigsten Mitbürger, der das schöngelegene, erinnerungsvolle Besitztum als Geschenk unserem Kaiser darbot, und letzterer dürfte höchstwahrscheinlich die willkommene Gelegenheit benutzen, um jene ihm so sympathische Idee zur Ausführung zu bringen, der deutschen Kunst eine bleibende Stätte am Tiber zu schaffen. Damit würde Deutschland dem Beispiele Frankreichs und Spaniens folgen, und es ist kaum zu bezweifeln, daß Bundesrat und Reichstag dem Gedanken freundlich gegenüberstehen und die Mittel zu seiner Verwirklichung bewilligen werden. Bald vielleicht schon erschallt der Streitruf: „Hie Florenz!“ — „Hie Rom!“ — — Nun, uns kann's recht sein, wenn der Wettbewerb jener beiden künstlerischen Richtungen rühmliche Ergebnisse zeitigt, die der gesamten deutschen Kunst zum Vorteil gelangen!

Es ist doch was Gutes um die verständnisvolle Pflege der Kunst seitens einzelner Kunstfreunde! Wir sehen's wieder bei einem Besuche des Kaiser Friedrich-Museums, in welchem gegenwärtig zwei private Sammlungen zur Schau gestellt sind, die von Farstanjen'sche und die Sarre'sche. Der verstorbene Adolf von Farstanjen entstammte einer wohlhabenden Kölner Familie und siedelte vor einem Vierteljahrhundert nach Berlin über; vier Jahrzehnte hindurch hatte er seine anfangs sehr bescheidene Gemäldesammlung vorsichtig und sorgsam vermehrt, und war es ihm durch vorzügliche Verbindungen gelungen, eine Reihe der erlesensten Meisterwerke in Besitz zu bekommen, Perlen, um die ihn jede Galerie beneiden mußte. Laut Testament darf dieser kostbare Nachlaß von den Erben nicht zerstückelt werden, und da leider nicht die Mittel vorhanden sind, die ganze Sammlung für den Staat zu erwerben, ist es dankbar anzuerkennen, daß sie auf mehrere Jahre dem obigen Museum leihweise überlassen wurde. Vor allem entzücken uns einige herrliche Rembrandts und Murilles, unter den ersteren als Glanzstück das Selbstbildnis des Künstlers, der sich von seiner Staffelei, auf der ein römisches Kaiserporträt steht, mit lachendem Ausdruck dem Beschauer zugewendet, unter den letzteren eine Heilige Magdalene, zu welcher Engel herabschweben. Auch van Dyck ist durch ein brillantes Porträt vertreten, ferner auf das vorzüglichste Jacob Rouisdal mit einem packenden Gebirgsstrom, Albert Fuy mit zwei wundervollen Landschaften, W. van de Velde, J. van de Capalle und S. de Vlieger mit charakteristischen Marinen, ihnen schließen sich Frans Hals, M. Hobbama, Ph. Vouwermann, P. Poker und andere holländische, italienische, französische und deutsche Meister vollgültig an. Ergänzt diese Sammlung auf das wichtigste unsere Museen, so auch die Sarre'sche, die Privatbesitz des bekannten Forschers ist, der sie gleichfalls auf mehrere Jahre leihweise dem Museum überließ. Hier handelt es sich um die farbenprächtigen, köstlichsten und kostbarsten Erzeugnisse des Orients, um schimmernde persische und arabische Teppiche und Gewebe, zumteil aus dem 16. und 17. Jahrhundert, mit berückender Leuchtkraft und eigenartigster dekorativer Gestaltung, um blinkende Fliesen, welche einst die Wände der Moscheen bedeckt, darunter acht Jahrhundertalte Stücke mit phantastischen Malereien, ferner seltenste Fayencen, so Vasen, Schüsseln, Kannen, Schalen, Teller, vornehm in den Formen und glänzend in der Technik, schließlich um kunstfertigste silbertauschierte Bronzen und originelle persische Handzeichnungen älterer Herkunft mit

der anderen Richtung muß in aller Kürze ein Umschwung eintreten: entweder die Katastrophe oder die Rückkehr zur Ruhe.

Wenn vorhin gesagt wurde, im geschäftlichen Leben unserer Stadt sei ein Tiefstand eingetreten, so bedarf das einer kleinen Einschränkung. Gestern sind auf dem Neustädtischen und Altstädtischen Markte die Buden zum Simon-Judä-Jahrmarkt erstanden. Viel merkt man freilich nicht davon, daß in unseren Mauern ein Markt stattfindet, der sich von den allwöchentlichen in etwas unterscheidet. Auf dem Neustädtischen Markte Haufen von Ton- und Holzwaren, auf dem Altstädtischen einige Buden mit allerlei Tand, der ein Kinderherz erfreuen kann, daneben auch noch Erzeugnisse der Leder- und Textilbranche und etwas Pelzwaren und über dem ganzen ein durchdringender Duft von frisch in Fett gebackenen Waffeln, vor den Ständen Kinder mit begehrlichen Blicken und einzelne Hausfrauen, die besonders billig einkaufen wollen: das ist das Bild des jetzigen Marktes. Eine wirtschaftliche Bedeutung haben die Märkte heutzutage, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht mehr; besonders nicht die in unserer Stadt abgehaltenen. An vielen Orten hat man mit der alten Sitte der Jahrmärkte überhaupt längst gebrochen. Und mit Recht. Die einheimischen Geschäftsleute erleiden durch sie einen fühlbaren Schaden. Das Publikum ist immer noch in dem irrigen Glauben befangen, daß es von einem fahrenden Händler, wenn auch nicht besser, so doch billiger einkauft als in den ständigen Geschäften. So kommt es denn, daß auch einige Thorner Händler, die wohleingerichtete Geschäfte besitzen, regelmäßig auf jedem Markte ihre gebrechliche Bude aufschlagen und dort, oft in Wind und Regen, dem Publikum dieselben Sachen verkaufen, die es sich mit viel mehr Ruhe und Bequemlichkeit im Laden hätte aussuchen können. Dieselben Sachen? Böse Zungen behaupten, daß für manchen Kaufmann der Jahrmarkt eine willkommene Gelegenheit ist, die ältesten alten Ladenhüter für gutes Geld an den Mann zu bringen.

– **Die rauhe Winterszeit naht** und mahnt uns, auch der Zugtiere, dieser treuen, nützlichen, aber leider so vielfach den tyrannischen Launen des Menschen widerstandslos unterworfenen Tiere zu gedenken. Jedem Wetter sollen sie trotzen können, wie wenn sie aus Eisen und Stahl und nicht aus Fleisch und Blut beständen! Weil sie es nicht mit Worten klagen, wenn der Frost, die nasse Kälte, der eisige Wind sie durchschauert – empfinden sie es darum etwa weniger als der Mensch, der sich gegen die Unbilden des Wetters zu schützen weiß? Gar manchem muß es wohl so scheinen; sieht man doch so oft stumme Dulder lange Zeit ungeschützt am Fuhrwerk stehen, indes der ohnehin warm bekleidete Fuhrmann sich in Wirtschaften gütlich tut. Mit einem bischen mehr Verständnis und Mitleid wäre den Tieren leicht geholfen. Es genügt ja, nur folgendes zu beobachten: die Tiere nicht ohne Not lange im Freien stillstehen zu lassen oder während solchen Aufenthaltes ihnen eine große, warme Decke überzuwerfen; den ermüdeten Zugpferden zum Niederlegen das Geschirr zulockern und eine trockene Matte unterzubreiten, ihnen bei Kälte eine trockene Decke überzuwerfen; allen Zugtieren aber nach getaner Arbeit einen gut geschützten Stall mit trockener Streu zu bieten, dann wird ihnen ein ausreichendes Futter doppelt gut bekommen. – Nicht minder sei des Kettenhundes gedacht, der, für gewöhnlich schon ein hartes Los tragend, dem rauhen Wetter völlig preisgegeben ist, wenn er nicht genügenden Schutz in seiner Hütte findet. Auch hier bedarf es nur geringer Mittel, um ihm die wohlverdiente Hilfe angedeihen zu lassen: den Eingang der Wetterseite abkehren und verhängen; das Lager aus reichlichem, trockenem Stroh öfters erneuern; die Bedachung mit einem Schutzmittel gegen nasse Kälte und Frost versehen; ihn, wann immer es angeht, seiner Fessel entledigen und ihm freie Bewegung gönnen. – Wer sein Tier lieb hat, wird ein Mehr finden; der Wohltätigkeit sind auch hier keine Schranken gesetzt.



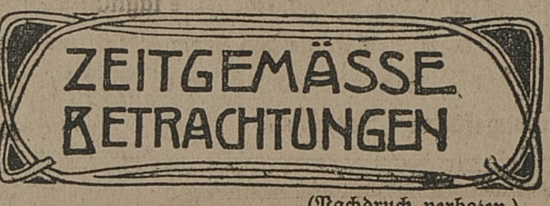
* Ein Anschlag gegen einen Schnellzug. Ein schweres Eisenbahnunglück wurde kürzlich auf der Strecke Frankfurt-Darmstadt im letzten Augenblick verhütet. Quer über das Hauptgeleise war bei der Station Louisa eine schwere Holzschwelle gelegt worden, um den früh um 1/2 7 Uhr von Frankfurt nach Heidelberg abgehenden Schnellzug zur Entgleisung zu bringen. Der ruchlose Streich wurde rechtzeitig bemerkt. Der gefährdete Zug konnte noch auf der Station Louisa zum Stehen gebracht werden. Der Täter ist unbekannt.

* Der Schrecken der „schwarzen Hand". Die Stadt New York wird wieder einmal von der berüchtigten italienischen Gesellschaft der „schwarzen Hand" in Schrecken gesetzt. Die Emissäre senden zuerst Drohbriefe aus in denen sie große Summen zu erpressen suchen oder mit Tod und Zerstörung drohen. In den letzten Wochen sind die Opfer die die geheimnisvollen Briefe unbeachtet gelassen hatten, erschossen und erdolcht oder ihre Häuser mit Dynamitbomben in die Luft gesprengt worden. Das letzte Opfer ist Gätano Costa, ein wohlhabender Schlächter aus Süd-Brooklyn, der viele Briefe der „schwarzen Hand" erhalten hatte, und nun von vier Mördern, die um elf Uhr abends in seinen Laden kamen und vier Kugeln auf den Unglücklichen abschossen, ermordet worden ist. Dabei ist die erstaunliche Tatsache ans Licht gekommen, daß alle sechs männlichen Mitglieder der Familie Costa in ähnlicher Weise ermordet worden sind. Der Vater fiel schon in Italien der Gamorra zum Opfer, vier Brüder wurden vorher in Amerika ermordet. Jetzt lebt nur noch eine Schwester des soeben Ermordeten, die mit diesem zusammen lebte. Man nimmt an, daß politische Motive diese Taten veranlaßt haben.

* 4 Millionen für Hochzeitsgeschenke. Aus New York wird berichtet: Die Hochzeit von Ralph Pulitzer, dem Sohn des Besitzers der New Yorker „World" Joseph Pulitzer, mit Miß Frederica Vanderbilt Webb wurde am Sonnabend in Shelburne Vermont gefeiert. Der Wert der Hochzeitsgeschenke wird auf fast 4 Millionen M. geschätzt Joseph Pulitzer schenkte der Braut ein vollständig eingerichtetes Haus in New York; ferner befanden sich unter den Geschenken außer Diamanten, Perlen, anderem Schmuck- und Goldgeschirr auch die Tafeldekorationen und das Silber, das aus dem Nachlaß des Herzogs von Cambridge stammte und öffentlich versteigert wurde.

* Das Budget für den Harem des Sultans beläuft sich auf die nicht unbeträchtliche Summe von 60 Millionen Mark jährlich. Etwa hundert Frauen scheiden jedes Jahr aus, um sich zu verheiraten, wobei dann jede eine Mitgift von 150,000 M. erhählt, aber doch sind nie weniger als 300 Frauen in dem Harem. Jeder Beamte strebt dannach, seine Tochter in den Harem zu bringen, denn jede Frau hat zehn Dienerinnen, einen Wagen mit vier Pferden und überdies die Möglichkeit, Einfluß auf den Sultan zu gewinnen.

* Räuberei als Sport. Aus New York wird berichtet: Charles Boos, der Direktor der „Oranje County Rapid Transit Company", wurde am Montag in Middletown im Staate New York verhaftet, da er Einbrüche in großem Umfange begangen habe. Boos bekleidete eine bedeutende Stelle und bezog ein großes Gehalt, er galt für einen der begehrenswertesten Junggesellen der Stadt. Da entdeckten Beamte der Gesellschaft vor kurzem, daß er eine große Menge Kupferdraht gestohlen und verkauft hatte, worauf sie seine Verhaftung veranlaßten. Eine Durchsuchung seiner palastartigen Wohnung förderte eine große Menge Diebesgut zu Tage; unter anderem fand man mehrere Kasten mit Beute aus einem großen Geschäft vor, in dem er kürzlich einen Einbruch verübt hatte. Angesichts dieser Schuldbeweise gestand Boos, daß er mehrere Einbrüche begangen habe, die kürzlich die Polizei lebhaft beschäftigt hatten. Einmal überraschte ihn die Polizei, als er in das Haus eines Millionärs einbrach. Er sprang in den Garten und erhob selbst den Ruf: „Haltet den Dieb", worauf die Polizei sich in Gemeinschaft mit ihm an der Jagd beteiligte; auf ihn selbst war nicht der Schatten eines Verdachts gefallen. Boos einziger Beweggrund, Einbrecher zu werden, war, wie man allgemein glaubt, der Wunsch, sich Sensationen zu verschaffen.



(Nachdruck verboten.)

„Allerlei Sinkendes."

Es sinkt im weiten Erdenraume – die Sonne, rückt die Nacht heran, – es sinkt im Herbst das Laub vom Baume und kündet uns den Winter an, – es sinkt zur Stärkung seiner Glieder – der Mensch in Morpheus Arme leis, – nur eines sinkt wohl nimmer wieder, – das ist der hohe Schweinepreis! – – Es sinkt ins Bett der warckre Zecher – erst wenn das letzte Glas geleert, – es sinkt im Kampfe, wer da schwächer – gebaut und wen'ger gut bewehrt, – es sinkt, wenn etwas nicht geheuer, – des Feigen Herz gleich in die Schuh, – es sinkt so viel, nur nicht die Steuer – sie nimmt viel ab, drum nimmt sie zu! – – Es sinkt, wer nicht bei seinen Taten – übt immer Treu und Redlichkeit, – doch in die Arme der Soldaten – sinkt Sonntags gern die Küchenmaid. – Es sank der Freundschaftsgrad, der warme – bei Vetter John, der schuldbewußt – er sank nicht Micheln in die Armee – er sank ja an Mariannes Brust! – – Es sinkt im Herbst so manches wieder – und scheint die Sonne nicht mehr heiß – dann sinkt das Wetterglas hernieder – bald sinkts auf null, dann giebt es Eis – früh sinkt der Tag dem Nimmermüden – es sinkt aufs Lager, wer gern ruht – es sinkt so viel – nur fern im Süden – sinkt nicht der gute deutsche Mut! – – Es sinkt ins Grab manch schönes Hoffen – es sinkt der Halm im Ährenfeld – wenn ihn des Schnitters Stahl getroffen – die reiche Frucht sie sinkt und fällt! – Es sinken in den Schoß die Hände – es sinkt der Kours, das ist sein Los – nur Rußland trotz des Krieges Ende – sinkt doch nicht in des Friedens Schoß! – – Es sinkt sehr leicht, wer schnell gestiegen – schnell wendet sich des Gönners Gunst – es sinkt – man sagt auch „er muß fliegen" – wer nicht genügt mit seiner Kunst. – dann fühlt er: Alles war vergebens. – Es sinkt wer früh die Segel streicht – indessen, wer im Strom des Lebens – gut schwimmen kann, sinkt nicht! – – Es sinkt oft aus der Hand, der schlaffen – das Werkzeug dem gar fleiß'gen Mann – es sinkt der Preis für Wehr und Waffen – bricht Berta Suttners Aera an – dann sinkt im Staub das Mehrgeblicke – es sinkt, was nicht zu halten ist! – doch daß der Hoffnung Stern nicht sinke, – wünscht stets! – Ernst Heiter, Verschronist.



Amtliche Notierungen der Danziger Börse
vom 27. Oktober.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Ölsaaten werden außer dem notierten Preise 2 Mk. per Tonne sogenannte Faktorei-Provision usanzemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet.

Weizen per Tonne von 1000 Kilogramm.
inländisch hochbunt und weiß 761–790 Gr. 175–177 Mk. bezahlt.
inländisch bunt 740–753 Gr. 172–174 Mk. bez.
inländisch rot 721–724 Gr. 157–165 Mk. bez.

Roggen per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr. Normalgewicht inländisch grobkörnig 708–750 Gr. 154 Mk. bez.

Gerste per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch große 680–704 Gr. 146–150 Mk. bez.

Hafer: inländischer 134–150 Mk. bez.

Kleie per 100 Kilogramm Weizen 8,30– –,– Mk. bez. Roggen 9,70 bez.

Rohzucker. Tendenz: ruhig. Rendement 88° franko, Neufahrwasser Raff-Ware 8,22 1/2 Mk. inkl. Sack-Geld Exportware 8,15 Mk. inkl. Sack-Geld. Rendement 75° franko Neufahrwasser 6,72 1/2–6,80 Mk. inkl. Sack bez.

Bromberg, 27. Oktober. Weizen 155–168 Mk., bezogener und brandbesetzter unter Notiz. – Roggen gut gesund, trocken ohne Auswuchs 152 Mk., mit Auswuchs leichtere Qualitäten 130–148 Mk., Feuchte abfallende Sorten unter Notiz. – Gerste zu Müllerzwecken 126–134 Mk., Brauware 138–148 Mk. – Erbsen: Futterware 145–150 Mk., Kochware 155–165 Mk. – Hafer 122–138 Mk.

Magdeburg, 27. Oktober. (Zuckerbericht.) Kornzucker 88 Grad ohne Sack 7,95–8,10. Nachprodukte, 75 Grad ohne Sack 6,20–6,45. Stimmung: Ruhig. Brodraffinade 1 ohne Faß 18,00– –,–. Kristallzucker 1 mit Sack –,– – –,–. Gem. Raffinade mit Sack 18,00– –,–. Gem. Melis mit Sack 17,50– –,–. Stimmung: Ruhig. Rohzucker 1. Produktion Transit frei an Bord Hamburg per Oktober 16,65 Gd., 16,75 Br., per November 16,70 Gd., 16,75 Br., per Dezember 16,80 Gd., 16,90 Br., per Januar-März 17,15 Gd., 17,20 Br., per Mai 17,50 Gd., 17,55 Br. Stimmung: Ruhig.

Köln, 27. Oktober. Rüböl loko 52,00, per Mai 53,00. –

Hamburg, 27. Oktober, abends 6 Uhr. Kaffee good average Santos per Oktober – Gd., per Dezember 37 Gd., per März 37 1/2 Gd., per Mai 38 Gd. Ruhig.

Hamburg, 27. Oktober, abends 6 Uhr. Zuckermarkt. Rüben-Rohzucker 1. Produkt Basis 88 Proz. Rendement neue Usance, frei an Bord Hamburg per 100 Kilo per Oktober 16,65, per November 16,65, per Dezember 16,80, per März 17,25, per Mai 17,50, per August 17,90. Ruhig.

Holzverkehr auf der Weichsel.

Bei Schillno passierten die Grenze: Von Margullius per Eiczis, 5 Traften: 312 kieferne Rundhölzer, 1446 kieferne Balken, Mauerlatten und Timber, 6074 kieferne Sleeper, 4908 kieferne einfache, 604 zweifache Schwellen, 1845 eichene einfache, 532 zweifache Schwellen; von Lerner per Mankowski, 3 Traften: 553 kieferne Rundhölzer, 5830 kieferne Balken, Mauerlatten und Timber, 3827 kieferne Sleeper, 1110 kieferne einfache Schwellen, 2 eichene Plancons.

---

durchaus naturalistischer Beobachtung und Durchführung.

Die verschiedenartigsten Künstler aus dem Abend- wie Morgenlande vereinte die Berliner Fächer-Ausstellung, der die behaglichen Salons von Friedmann und Weber in der Königgrätzerstraße zum Rahmen dienen. Ein besonderes Komitee, dem auch H. van de Velde und Ludwig Hofmann angehören, war mit großem Erfolg tätig gewesen, eine außerordentlich reiche und mannigfache Zahl von Fächern aller Zeiten und Zonen zusammenzubringen, nicht zuletzt mit der Absicht, die Freude an diesen liebenswürdigen coquetten Kunstwerken von neuem zu erwecken und dauernd zu beleben. Denn mit Recht wird im Vorwort des Katalogs geklagt, daß die Fächerindustrie in den letzten Jahrzehnten jeden künstlerischen Einfluß vermissen ließ, und daß ihre Erzeugnisse mit wenigen Ausnahmen immer mehr zu einer reizlosen Marktware herabsanken. Das große Publikum, leider auch das kunstsinnige, verlor jedes Interesse an den in früheren Epochen gefeierten Kunst. Selbst die feinsinnige Frau begnügt sich oft mit Erzeugnissen, die weder ihrem ästhetischen Geschmack noch der gewählten Kostbarkeit ihrer Kleidung bei festlichen Gelegenheiten entsprachen. Langsam scheint sich jetzt, wo die Renaissance unserer Zeit im Dienste der Frau eine Anzahl von Schmuckgewerben wieder belebte und wo die persönlichen Beziehungen zwischen Künstlern und Kunstfreunden gewachsen sind, eine bessere Zeit auch für den Schmuckfächer vorzubereiten.

Und dazu wird diese Ausstellung das ihrige beitragen. Nicht nur die Zahl von 300 Stück ist erheblich, auch die einzelnen Abteilungen, in welche diese liebenswürdige Sammlung zerfällt, interessiert außerordentlich. Ein gutes Drittel gehört früheren Epochen an, bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts; Rococo und Empire sind mit reizvollsten Schöpfungen vertreten, ersteres vielfach mit enthüllenden Genreszenen im Watteau'schen Stil, letzteres mit eleganten dekorativen Bestrebungen. Ähnlich ist das Ziel der modernen Künstler; zwar fällt uns noch viel Schwankendes auf und ist auch – verglichen mit der einstigen Zeit – die kunstgewerbliche Arbeit nicht immer auf voller Höhe, aber man erfreut sich doch an dem ehrlichen Fleiß und an manchem wohlgelungenen Werk.

Der Schulte'sche Kunst-Salon enthält für mehrere Wochen eine Ausstellung nieder-deutscher Künstler – Heimatskunst im besten Sinne des zuweilen recht falsch angewandten Wortes. Gerad' in unseren nieder-deutschen Künstlern steckt viel Saft und Kraft, die Schleswig'sche Ausstellung in Flensburg 1901 und die Kunstausstellung des verflossenen Sommers zu Oldenburg haben es bewiesen, wie es nicht minder die gegenwärtige kleine, aber sehr gewählte Ausstellung beweist. Durchaus gesund ehrlich tritt uns diese Kunst entgegen, mit einen Zug ins Ernste und Schwermütige, mit hingebender Vertiefung auch ins Kleine. Da ist nichts Halbes und Gemachtes, nichts Weiches und Schwankendes, fest und kernig ist alles, – treu und zuverlässig, man merkt, das diese Künstler Goethe's Mahnung beherzigten: „Es geht der Kunst, wie der Liebe, und es ist mit den Talenten wie mit der Tugend; man muß beide um ihrer selbst willen lieben, oder sie ganz aufgeben. Und doch werden sie nicht anders erkannt und belohnt, als wenn man sie, gleich einem gefährlichen Geheimnis, im Verborgenen üben kann". Nur auf wenige Namen müssen wir uns hier beschränken. Was wir in Ludwig Bokelmann verloren, zeigt uns eine Reihe seiner Gemälde, darunter: die „Konfirmation", „Taufe", „Begräbnis"; Richard von Hagen widmet sich mit Vorliebe und Erfolg Interieurs nordfriesischer Bauernzimmer, eine sehr feine Frühlingsstimmung rührt von Carl Ludwig Jassen her, August Wilckens sandte einen prächtigen Schifferkopf und einen humoristischen Kaffeeklatsch, Bernhard Winter eine charakteristisch erfaßte Webschule. Ferner sind noch Jacob Alberts, Sophus Hansen, Charlotte von Krogh, Peter Philippi, Georg Jahn und Moritz Röbbecke sehr gut vertreten. In ca. 60 Bildern und Studien tritt uns das bisherige Lebenswerk des Kopenhagener Künstlers Wilhelm Hammershöi's entgegen, des in seinem Heimatlande Vielbewunderten, aber auch Vielangefeindeten. „Er wendet sich von allem ab, was das Rohe, das Grelle, das Schreiende oder Bunte auch nur berührt, wovor robustere Naturen nicht zurückweichen; für seine zarten, verfeinerten Nerven sind selbst die starke, äußere Bewegung und das, was man die Erzählung nennt, allzu grobkörnige künstlerische Ausdrucksmittel", sagt einer seiner kritischen Landsleute von ihm. Stimmt, aber dadurch tritt leider eine gewisse Eintönigkeit – neben allen Vorzügen der Stimmung und Technik – zu Tage, die nichts weniger als anregend wirkt.

Das Märchen

von der verdauungsbefördernden Wirkung des Bohnenkaffees wird von der modernen Wissenschaft aufs schärfste bekämpft.

So hat Professor Schulz-Schulzenstein in seinem geschätzten Werke: „Die Verjüngung des menschlichen Lebens“ den sicheren Beweis dafür erbracht,

„daß durch den Kaffeegenuß ein Stadium der Verdauung förmlich „übersprungen wird. Daher kommt es, daß man nach einer Tasse Kaffee bei „gefülltem Magen sich fast augenblicklich erleichtert fühlt, indem ein Teil der noch „unverdauten Speisen durch den Kaffeereiz vorzeitig in den Darmkanal abgeht. Es „kann ein so naturwidriger Eingriff in das Walten der Natur nicht ungestraft „bleiben, und der Kaffee mit seiner reizenden, aber auch Krämpfe, Schmerzen und „Lähmung erzeugenden Wirkung übt sein Amt als Exekutor der Strafe redlich aus. „Das Heer von Zahn- und Kopfschmerzen ist größtenteils vom Kaffee unter die „Fahne gerufen. Ja, der halbseitige Nervenkopfschmerz, der mit dem Erwachen „beginnt, sich allmählich steigert, fast unerträglich wird, ist ein Erzeugnis, eine Nach- „wirkung des anhaltenden Kaffeegenusses. Denn man findet diese Art Kopfschmerz „nur bei früheren Kaffeetrinkern; auch wird eine Tasse schwarzen Kaffees die „Schmerzen stets palliativisch (d. h. nur die Symptome, nicht die Krankheit selbst „beseitigend) lindern oder abkürzen, der deutlichste Beweis, welch starkes Arznei- „mittel der Kaffee ist.“

Wer also die dauernde Garantie für eine gute Verdauung und des daraus entspringenden Wohlbefindens haben will, der muß unter allen Umständen den regelmäßigen Genuß von Bohnenkaffee meiden.

Kathreiners Malzkaffee bietet uns dafür ein wahres Gesundheitsgetränk, das gerade auf die Organe des Unterleibes und speziell auf den wichtigen Prozeß der Verdauung, wie wissenschaftlich feststeht, eine durchaus fördernde, mild anregende Wirkung ausübt und auch nicht die geringste Störung der normalen Funktionen verursacht. Deshalb ist Kathreiners Malzkaffee, zu dessen hygienischen Vorzügen sich noch ein würziger, kaffeeähnlicher Wohlgeschmack, der ihm durch ein eigenartiges, patentiertes Verfahren mitgeteilt wird, gesellt, das denkbar beste, zuträglichste und angenehmste tägliche Getränk, vorausgesetzt, daß man den echten, d. h. den in geschlossenem Paket mit Bild und Namenszug des Pfarrer Kneipp, einkauft. Durch einen Versuch überzeugt man sich sofort von den angeführten Tatsachen.

Dr. Thompson's Seifenpulver
Marke Schwan
ist das beste.
Zu haben in allen besseren Geschäften.



PFAFF-Nähmaschinen

stehen anerkanntermassen auf der Höhe der Zeit; sie zeichnen sich durch neueste Verbesserungen gediegene Ausstattung und grösste Dauerhaftigkeit aus und sind auch zur

Kunststickerei

in vorzüglicher Weise geeignet.
Jede PFAFF-Nähmaschine ist mit Kugellagern im Gestell ausgestattet.

Niederlage in Pfaff-Nähmaschinen bei:

A. Renné, Thorn, Bäckerstrasse 39,

Den geehrten Herrschaften von Thorn und Umgegend empfehle ich meine Buchbinderei und Galanteriewerkstatt. Anfertigung von Einbänden, von den einfachsten bis zu den elegantesten, sowie Anfertigung von Katalogen, Preisverzeichnissen, Kartonnagen, Hut- und Mützenschachteln jeder Art.

Billigste Preise. Sauberste Arbeit. Prompte Bedienung.

Hochachtungsvoll
W. v. Kuczkowski,
Buchbindermeister,
Brückenstraße 16, Hof 1 Tr.

Lebens-Gluten!

„Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht“, –
Raucht „SALEM ALEIKUM“,
Die Euch immer blüht!

—— Keine Ausstattung, nur Qualität —
lose: 3 bis 10 Pf. per Stück.
Ueber 800 Arbeiter.

Von den unter Vermittelung der Königlichen Generalkommission zu Königsberg in der Aufteilung befindlichen Stiftsgütern

Tannenberg und Ludwigsdorf

sind jetzt noch zu verkaufen:

5 Rentengüter

von 40 bis 70 Morgen, mit reichlich Wiesen und Torf, gut gelegen und von bester Bodenbeschaffenheit, sowie eine Parzelle von 250 Morgen mit größtenteils zweiter und nur zu einem kleinen Teil dritter Bodenklasse in vorzüglicher Lage.

Übergabe erfolgt mit reichlichen Naturalien und guter Herbstbestellung.

Anzahlung beträgt 1:6 des Kaufpreises. Das Restkaufgeld bleibt zu 3½ Proz. unkündbar stehen. Das Rentenbankgeld wird mit ½ Prozent in 60½ Jahren amortisiert.

Jede weitere Auskunft erteilt bereitwilligst und kostenlos die

Gutsverwaltung Tannenberg bei Froegenau, Kreis Osterode in Ostpr.

An diesem Schild sind die Läden erkennbar,



in denen nur SINGER Nähmaschinen verkauft werden.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.
Thorn, Bäckerstrasse 35.

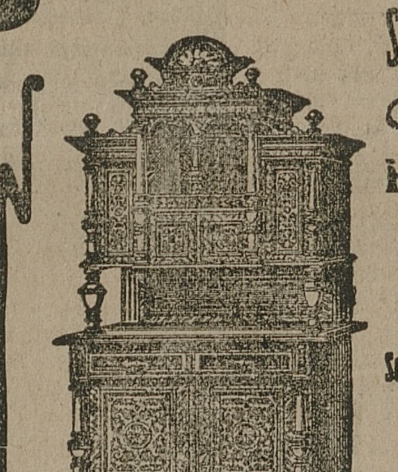
Fromberg's 88 Pfg.-Tag!!

Nur **Montag, d. 30. Oktober**
von **morgens 8 Uhr** bis **abends 7 Uhr.**

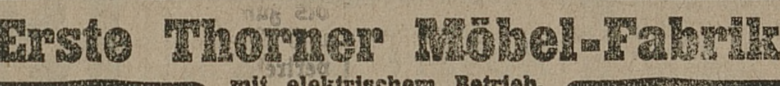
12 Stück feine **Toilette-Seife** Treu & Nuglisch	für **88**	Pfg.
6 Stück elegante seidene **Eisservietten** . . .	für **88**	Pfg.
6 Stück feine **Linon-Taschentücher** gross .	für **88**	Pfg.
4 Meter Gerstenkorn-**Handtücher**	für **88**	Pfg.
4 Stück neueste **Tändel-Schürzen** . .	für **88**	Pfg.
2 Stück feinere **Tändel-Schürzen** . . .	für **88**	Pfg.
2 Paar **Pa. wollene Damenhandschuhe**	für **88**	Pfg.
1 Reform- oder **Wirtschafts-Schürze**	für **88**	Pfg.
1 Imitiert **Perser Bettvorleger**	für **88**	Pfg.
1 Paar **feine** wollene Damen-**Ringelstrümpfe**	für **88**	Pfg.
1 Paar Pa. Herren-**Hosenträger**	für **88**	Pfg.
1 Gobelin für Kissen, „Neuheit“	für **88**	Pfg.
1 gebleichtes Tischtuch, feine Qualität .	für **88**	Pfg.
Velour- und **Flanell-Röcke** .	Stück **88**	Pfg.

ALBERT FROMBERG
Seglerstrasse 28.

Erste Thorner Möbel-Fabrik
mit elektrischem Betrieb.



Spezial-Fabrik für Restaurations-, Kontor-


u. Laden-Einrichtungen.

Kunstgewerbliche Werkstätte
für Möbel in allen Holz- und Stilarten, sowie kompletter Zimmer-Einrichtungen nach eigenen und gegebenen Entwürfen.

Meine Spezial-Artikel
wie
Schränke, Vertikows und Bettgestelle in echt Nußbaum, halbecht und imitiert,
gebe zu Fabrik-Preisen ab.

Fabrik: Schuhmacherstraße Nr. 2.
Musterlager: Schuhmacherstraße Nr. 12.

Paul Borkowski, Tischlermeister



Mellienstr. 136

1. Etage, zwei Wohnungen mit je 3 Zimmern, Küche u. Zubehör, evtl. mit Pferdeställen (bis 6 Pferde), vom 1. 11. cr. ab zu vermieten. Näheres im Baugeschäft Friedrichstr. 2.

5½ Morgen Land,

viel Kiesinhalt, welches 5 Minuten von der Stadt gelegen ist und massiv bebaut werden kann, beabsichtige ich für 1,60 Mk. per Quadratmeter sofort zu verkaufen.

Hermann Röder, Mocker.

2000 Zentner
blaue Speisekartoffeln

verkauft preiswert und liefert frei Haus

Gottfried Görke,
Bäckerstr. 31.

Polizeiliche Bekanntmachung.

Die **Fußgängerwege** (Promenadenwege) in der Mellienstraße vom Roten Weg bis zur Heppnerstraße sind nahezu fertiggestellt, werden jedoch fortwährend von Reitern als Reitweg benutzt und dadurch beschädigt.

Wir bringen daher nachstehend den § 2 der Polizei-Verordnung vom 29. Februar 1884 mit dem Bemerken in Erinnerung, daß wir **die Polizeibeamten angewiesen haben, jeden Uebertretungsfall zum Zwecke der Bestrafung der Schuldigen unnachsichtlich zur Anzeige zu bringen.** In geeigneten Fällen werden wir auch die Schuldigen für die Kosten der Wiederherstellung der Wege haftbar machen.

„§ 2. **Das unbefugte Fahren und Reiten auf den öffentlichen Promenaden- und Fußwegen des Polizei-Bezirks Thorn ist verboten.**

Zuwiderhandlungen gegen diese Polizei-Verordnung werden mit Geldstrafe bis zu 9 Mark, im Unvermögensfalle mit entsprechender Haft bestraft."

Thorn, den 23. Oktober 1905.

Die Polizei-Verwaltung.

Polizeiliche Bekanntmachung.

Gemäß § 139 f. Abs. 2 der Gewerbe-Ordnung in Verbindung mit der Bekanntmachung des Herrn Reichskanzlers vom 25. Januar 1902, betreffend das Verfahren bei Anträgen auf **Verlängerung der Ladenschlußzeit, fordere ich hiermit sämtliche Inhaber von offenen Verkaufsstellen** im Stadtkreise Thorn auf, sich in der Zeit vom 6. bis einschließlich 20. November 1905 während der Dienststunden schriftlich oder zu Protokoll im Rathhaus, **Zimmer Nr. 3 für oder gegen den 8 Uhr-Ladenschluß zu äußern.** Ausgenommen sind die Geschäftsinhaber von den Brauchen, für die bereits 8 Uhr-Ladenschluß besteht.

Die Listen der beteiligten Geschäftsinhaber werden in der genannten Zeit und in dem oben bezeichneten Raume zur öffentlichen Einsicht ausliegen.

Dies wird mit dem Hinzufügen bekannt gemacht, daß Einsprüche gegen die Richtigkeit und Vollständigkeit der Listen von den beteiligten Geschäftsinhabern bis zum Ablauf des 20. November d. Js. schriftlich oder zu Protokoll erhoben werden können und nach Ablauf der Frist vorgebrachte Einsprüche unberücksichtigt bleiben.

Thorn, den 20. Oktober 1905.

Der Regierungskommissar.
Dr. Kersten,
Oberbürgermeister.





Höhen und Tiefen.

Roman von Reinhold Ortmann.

(4. Fortsetzung.)

Fürst Caragiali zeigte sich weder erschreckt noch entrüstet. Er ließ sich in einen Fauteuil — seinem Sohne gegenüber — nieder und legte gemächlich ein Bein über das andere.

„Nicht so sehr für eine Undankbarkeit, wie für eine Dummheit, mein lieber Lascar! Denn da du durch die Umstände ohnedies früher oder später gezwungen sein wirst, dich bei der Wahl einer Gattin lediglich durch die Rücksicht auf ihr Vermögen bestimmen zu lassen, ohne daß doch das Ergebnis ein so befriedigendes sein wird, wie in diesem Falle, so vermöchte ich selbst bei der Aufwendung meines ganzen Scharfsinnes keinen plausiblen Grund für deine jetzige Weigerung zu entdecken."

„Vielleicht würden dir meine Gründe in der Tat nicht als plausibel erscheinen. Ich verzichte deshalb darauf, sie einzeln anzuführen. Und es handelt sich ja auch nur um die praktischen Konsequenzen! Was würdest du also in diesem Falle tun?"

„Was ich tun würde? — Nun, auch in bezug darauf bin ich zum Glück jedes Zweifels überhoben! Ich würde das Vermögen meines Mündels selbstverständlich nicht berühren!"

„Ah — du nimmst mir eine Zentnerlast vom Herzen, Papa!"

„Und ich würde, da ich alsdann außerstande wäre, dem Conte Colonna meine Spielschuld zu zahlen, gemäß den Traditionen meines Geschlechts —"

Er sprach mit lächelnder Miene; aber Prinz Lascar sprang ungestüm auf und erfaßte mit einer Bewegung des Entsetzens seine Hand.

„Papa — um Gotteswillen, was für ein entsetzlicher Gedanke ist es, den du da aussprechen willst?"

„Ich will nicht hoffen, daß er dich befremdet, Lascar! Du ersuchtest mich vorhin in etwas unkindlicher Weise, des Wortes „Ehre" nicht an einer ungeeigneten Stelle Erwähnung zu tun; aber du wirst mir schon gestatten müssen, dich hier auf dasselbe zu verweisen. Ein Caragiali darf die Stunde nicht überleben, in welcher er gezwungen ist, zu erklären, daß er eine Ehrenschuld nicht zu tilgen vermag!"

In diesem Augenblick hatte Fürst Joan in der Tat das Aussehen und die imponierende Haltung eines alten Römers, der sich mit kaltblütigem Lächeln für irgend einen inhaltlosen Begriff zum Opfer bringt. Und sein Sohn schien ihn gut genug zu kennen, um zu wissen, daß er jedes seiner Worte vollkommen ernsthaft zu nehmen habe. Er ließ die weichen, lebenswarmen Finger des Fürsten aus seiner eiskalten Hand und ging mit raschen Schritten zur Tür.

„Ich muß allein bleiben, Papa, um meinen Entschluß zu fassen. Es wird ja zeitig genug sein, wenn ich ihn dir morgen früh mitteile!"

„Gewiß, mein Sohn! Und ich bitte dich, ihn reiflich zu erwägen; denn es wäre mir fatal, wenn dir später eine Anwandlung von Reue käme. Ich verlange nicht, daß du der Rücksicht auf mich einen allzu großen Einfluß auf deine Entschließungen einräumst."

„So wünsche ich dir Gute Nacht, Papa!"

„Gute Nacht! — Doch — auf ein Wort noch, Lascar, wenn deine Langmut es gestattet! Nur eine einzige beiläufige Frage!"

„Hättest du einer solchen Frist für deinen Entschluß wohl auch bedurft, wenn ich dir meinen Vorschlag zwei Monate früher gemacht hätte?"

Lascar schlug vor dem klaren, forschenden Blick des Fürsten für einen Moment die Augen nieder.

„Ich verstehe dich nicht recht, Papa!" sagte er mit merklicher Unsicherheit. Caragiali aber verzog mit etwas spöttischem Ausdruck die Lippen.

„Dein Geist scheint heute in der Tat nicht von der gewöhnlichen Schlagfertigkeit zu sein, mein Lieber! Ich will also fragen: Würdest du eine solche Bedenkzeit auch damals gebraucht haben, als dir noch nicht das Glück zuteil geworden war, die Bekanntschaft der Baronin Sebottendorf und ihrer schönen Tochter zu machen?"

Lascar zögerte mit der Antwort; aber eine gewisse ritterliche Offenheit, die in seiner Natur begründet sein mochte, gebot ihm, ohne Rücksicht zu sprechen.

„Wohl, Papa, du hast einen Anspruch darauf, auch von mir die volle Wahrheit zu hören. Deine Vermutung hat das Rechte getroffen: Ich liebe die Baronesse Irene!"

„Das bemerkte ich an diesem Abend, und ich gebe zu, daß sich dein guter Geschmack auch hier wieder vollkommen bewährt hat."

„Wenn du geneigt bist, darüber zu scherzen, Papa —"

„O, durchaus nicht! Die Anerkennung kam mir von Herzen. Aber ich sehe darin wirklich kein Hindernis für deine Bewerbung um Maria Caragiali. Es gibt kaum einen würdigeren Gegenstand für eine kleine Liebesraserei, als diese schöne Baronesse Sebottendorf, und du hast ja noch immer ein paar Wochen oder Monate, um dein beneidenswertes Glück recht gründlich auszukosten! Das aber sollte dir doch — wie ich meine, vollauf genügen."

„Papa!"

„Nun? Du wirst doch hoffentlich nicht an etwas anderes gedacht haben — vielleicht gar an eine Heirat?"

„Erst an diesem Abend verpfändete ich Irene mein Wort, daß ich bei der Baronin um ihre Hand anhalten würde."

„Wahrhaftig? — Und ich hielt dich allen Ernstes für einen leidlich vernünftigen Menschen!"

„Laß uns dies Thema abbrechen, Papa! Ich bin nicht in der Stimmung, auf die Art und Weise einzugehen, in welcher du es behandelst."

„Nur ein paar Worte noch, Lascar! Ich will nicht von der haarsträubenden Mesalliance sprechen, die eine solche Verbindung, die Verbindung des letzten Prinzen Caragiali mit der Enkelin eines Pferdehändlers — darstellen würde. Ich weiß ja, daß sich jugendliche Hitzköpfe von deinem Schlage heutzutage über derartige kleine Bedenken sehr leicht hinwegzusetzen pflegen. Aber es sind da doch noch einige andere Hindernisse vorhanden, die auch dir vielleicht

nicht ganz ohne eine gewisse Bedeutung erscheinen. Ich bin über die Verhältnisse dieser Damen zufällig unterrichtet."

„Zufällig, Papa?"

„Nun, sagen wir also: Ich habe mich in deinem Interesse über ihre Verhältnisse informiert, wenn es dir so natürlicher scheint. Sie sind vollständig mittellos."

„Das ist ein Irrtum! Schon der Aufwand, den sie machen, beweist das Gegenteil."

„Meinst du? Vielleicht aber beweist er nur, daß sich die Frau Baronin neben ihren anderen vortrefflichen Eigenschaften auch auf die Kunst, die Leichtgläubigkeit ihrer Mitmenschen auszunutzen, meisterlich versteht."

„Ah, das ist eine Verleumdung!"

„Du solltest wissen, daß ich niemals verleumde! Ich bin sogar voll aufrichtiger Bewunderung für die Genialität, welche Madame von Sebottendorf auf dem heiklen Gebiet des Schuldenmachens an den Tag legt. Der Herr Baron hat sich ihrer eigenen Erzählung nach vor einigen Jahren unter den Palmen des Monte Carlo erschossen. Aus einer leidlich gut unterrichteten Quelle aber habe ich vernommen, daß er um eben diese Zeit eines viel prosaischeren natürlichen Todes gestorben ist, und zwar nicht auf dem Schlosse seiner Väter, sondern in einem Berliner Gefängnisse, was übrigens möglicherweise auf dasselbe herauskommen mag."

Lascar hatte sich in einen Sessel geworfen. Er bedeckte die Augen mit der Hand und stöhnte laut auf.

„Wie dem auch sein mag," fuhr Fürst Caragiali in seiner leichten Weise fort, „jedenfalls steht es fest, daß sein nachgelassenes Vermögen nicht ausgereicht hätte, auch nur ein einziges Mittagessen für seine Witwe und seine Tochter zu bezahlen. Die Frau Baronin aber — eine geborene Scharrenweber — hatte in die Ehe wohl nicht viel mehr eingebracht, als sie bequem auf dem Leibe tragen konnte; denn ihr Papa war ein ehrsamer Bäcker, und man sagt, daß er sie obendrein schon als blutjunges Mädchen aus seinem Hause gejagt habe. Sich unter diesen Umständen jahrelang in einer so ehrenvollen Weise zu behaupten, wie es der Frau von Sebottendorf gelingt, ist wahrlich eine Kunst, der man seine unbedingte Achtung und Anerkennung nicht versagen darf."

„Und dies alles soll ich glauben? — Es ist die volle Wahrheit?"

„Ich kann nicht für jede Uebertreibung einstehen; aber in der Hauptsache ist das Bild unzweifelhaft richtig."

„Das ist entsetzlich! Und Irene sollte von diesen zerrütteten Verhältnissen unterrichtet sein? Sie sollte sich vielleicht gar zur Mitwirkung an diesem ungeheuerlichen Betruge hergeben?"

Fürst Caragiali zuckte mit den Achseln.

„Dir darüber eine Meinung zu bilden, muß ich deinem eigenen Ermessen überlassen. Jedenfalls begreifst du, daß du in den Augen der Frau Baronin nichts weniger als ein begehrenswerter Schwiegersohn sein würdest, sobald sie über den Stand unseres Vermögens volle Klarheit erlangt hätte. Sie ist nicht in der Lage, sich mit einem wohlklingenden Titel und mit einem glänzenden Wappenschild für ihre schöne Tochter begnügen zu dürfen. Und ich glaube offen gestanden nicht, daß die Baronesse selbst romantisch genug veranlagt ist, um darüber anderer Meinung zu sein, als die Frau Mama!"

Lascar schien völlig gebrochen. Er starrte finster vor sich nieder und fuhr sich wie ein Verzweifelter durch das dichtlockige Haar.

„Es ist grausam — grausam!" stieß er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor, und dann — sich gewaltsam aufraffend, rief er beinahe heftig:

„Und da du dies alles wußtest und meine Neigung zu Irene von Sebottendorf ahntest, — warum ließest du es soweit kommen, Papa? — Warum warntest du mich nicht zu einer Zeit, da diese unglückselige Liebe noch nicht ganz Besitz ergriffen hatte von meinem Herzen?"

„Ich habe es mir niemals zur Aufgabe gemacht, deine Vergnügungen zu stören, mein Sohn! Ob die Brillanten der Frau Baronin echt sind, ob sie ihre Toiletten zu bezahlen pflegt und aus welchen geheimnisvollen Quellen sie die Mittel zur Bestreitung ihres Lebensunterhalts bezieht, — was kümmerte es am Ende dich, wenn du dich um die Gunst der schönen Irene bemühtest. Daß du dich mit ernstlichen Heiratsgedanken tragen könntest, ahnte ich wahrhaftig nicht! Und ich würde auch jetzt noch nicht indiskret genug gewesen sein, die Geheimnisse der Frau von Sebottendorf auszuplaudern, wenn es mir nicht doch gar zu ridicul erschiene, gerade an dieser Leidenschaft deine und meine Zukunft scheitern zu sehen."

Ein langes Schweigen folgte diesen Worten, und man hörte nichts als die schweren Atemzüge Lascars. Endlich trat der junge Offizier auf seinen Vater zu und streckte ihm die Hand entgegen.

„Du hast recht, Papa," sagte er mit müder, tonloser Stimme, „es wäre ein Wahnsinn, — und ich bin bereit, alles zu tun, was in meinen Kräften steht, um dich zu retten."

Fürst Caragiali erhob sich, um ihn zu umarmen; aber er blieb dabei doch so kühl und gelassen, als habe er an diesem Ausgang der Unterredung nicht einen Augenblick gezweifelt.

„Es ist spät, mein lieber Lascar! Ich sehe dir's an, daß dich die Sache aufgeregt hat, und du solltest dich darum jetzt zur Ruhe begeben."

„Ich bin nicht müde, und ich wünsche, daß wir gleich jetzt zu einem gewissen Ende kommen. Was gedenkst du zur Verwirklichung deiner Absichten zu tun?"

„Ich habe triftige Ursache, keine Zeit mehr zu verlieren. Darum ist es meine Absicht, schon in den nächsten Tagen nach Dresden zu reisen, um Maria hierher zu holen."

„Du willst also der kläglichen Komödie, die ihr bisher vorgespielt worden ist, jedenfalls ein Ende machen?"

„Dazu bin ich allerdings noch nicht ganz fest entschlossen; denn —"

„Du mußt es tun, Papa! Ich mache es zur ausdrücklichen Bedingung für meine Einwilligung! Wenn du auf meine Mitwirkung rechnest, mußt du mir wenigstens versprechen, daß wir offen und ehrlich zu Werke gehen werden. Maria wird nicht nur den Namen führen, welcher ihr zusteht, sondern sie wird auch zugleich erfahren, daß sie die Herrin eines fürstlichen Vermögens ist."

„Hum! Das ist vielleicht nicht ganz unbedenklich! Das Herz eines jungen Mädchens ist ein schwer zu berechnendes Ding, und es wird nicht an bunten Schmetterlingen fehlen, die eine so honigsüße Blume umflattern."

„Gerade das ist es, was ich wünsche! Wenn mich bei diesem fatalen Handel überhaupt irgend etwas reizen kann, so ist es die Aussicht auf einen Kampf. Vielleicht gewinnt mir Cousine Maria einiges Interesse ab, wenn es mir nicht ganz leicht gemacht wird, sie zu gewinnen."

(Fortsetzung folgt.)

Traumphantasie.

Nach dem Russischen des Tschechow von S. Lindorf.

(Nachdruck verboten.)

Im Saal des Bezirksgerichts findet eine Sitzung statt. Auf der Anklagebank sitzt, der Veruntreuung und Fälschung beschuldigt, ein Herr in den mittleren Jahren mit abgemagertem Gesicht. Der hagere, engbrüstige Sekretär verliest mit leiser Tenorstimme die Anklageschrift. Er beachtet weder Punkte noch Kommas, und sein monotoner Vortrag ähnelt dem Gesumme von Bienen oder dem Rauschen eines Baches. Bei solchem Lesen ist gut grübeln, träumen, schlafen. Den mißmutigen Gesichtern der Richter, Geschworenen und des Publikums hat Langeweile ihren Stempel aufgedrückt.

Stille.

Zuweilen dröhnen irgendwessen gemessene Schritte vom Korridor des Gerichtsgebäudes her, oder es hustet vorsichtig in die Hand ein gähnender Geschworener.

Der Verteidiger hat sein buschiges Haupt auf die Hand gestützt, und ein ruhiger Halbschlummer hält ihn umfangen. Bei dem Gesumme des Sekretärs sind ihm die Sinne erschlafft, ordnungslos schweifen die Gedanken umher.

„Was für eine lange Nase doch jener Beisitzer hat," sagt er sich, unter den schwer gewordenen Augenlidern hervorblinzelnd. „Mußte wirklich die Natur ein schönes Gesicht so verunstalten! Wenn bei den Menschen die Nasen länger wären, so etwa zwei bis drei Faden (Faden gleich 2,13 Meter), dann hätten wir in den Wohnungen keinen Platz,

und die Häuser müßten unbedingt geräumiger gestaltet werden."

Der Anwalt schüttelt den Kopf wie ein Pferd, das von einer Fliege belästigt wird. Er setzt seine Träumerei fort.

„Was wohl jetzt bei mir zu Haus vorgeht? Zu dieser Zeit sind sie gewöhnlich alle da: Frau, Schwiegermama und die Kinder, die Kleinen, Kola und Sina, halten sich gewiß in meinem Kabinett auf. Ersterer steht auf dem Sessel mit der Brust an den Rand des Tisches gelehnt und malt auf meinen Papieren. Er hat schon ein Pferd mit spitzer Schnauze und mit einem Punkt an Stelle des Auges gezeichnet, dazu einen Mann mit gespreizten Armen und ein krummes Haus. Aber Sinachen ist auch schon dort am Tisch, und mit vorgestrecktem Hals bemüht sie sich, zu sehen, was ihr Bruder produziert.

„Mal' doch Papa," bittet sie.

Kolachen macht sich an mein Porträt. Ein Menschlein ist ja schon da, es bleibt noch übrig, ihm einen schwarzen Bart anzufügen — und Papa ist fertig. Jetzt beginnt der Junge im Gesetzbuche Bilder zu suchen. Sina wirtschaftet inzwischen auf dem Tisch umher. Die Klingel fällt ihnen in die Augen, sie läuten, und dann das Tintenfaß — natürlich müssen sie den Finger hineintauchen —, wenn die Schieblade im Tisch nicht verschlossen ist, so halten sie es für ihre Pflicht, in ihr herumzuwühlen. Schließlich kommt beiden der gesegnete Gedanke, daß sie Indianer sind und sich unter meinem Tisch vorzüglich vor Feinden verbergen können. Beide klettern sie unter denselben, schreien, tollen, toben dort so lange, bis die Lampe oder eine Vase herabfällt . . . Ach! Im Gastzimmer spaziert wahrscheinlich Frauchen mit dem dritten Erzeugnis. Dieses Erzeugnis heult, heult, — heult unaufhörlich!

„Die Zinsen der Girokontos von Kopelow," summt der Sekretär, „von Aschkaszow, Simakowsky und von Frau Tschikinaja sind nicht abgegeben worden, dagegen die Summe von 1425 Rubel und 41 Kopeken dem Saldo des Jahres 1883 zugeschrieben. . . ."

Der Gedankenstrom des Anwalts setzt seinen Lauf fort.

„Und möglicherweise essen sie zu Haus schon Mittagbrot. Bei Tisch sitzen Schwiegermama, Frau Nadja, deren Bruder Waßja und die Kinder. Auf dem Gesicht der Alten liegt gewöhnlich ein Ausdruck von Kummer und gleichzeitig von Würde. Nadja, hager und schon verblühend, aber mit einem Teint von ideal weißer Farbe, trägt eine Miene zur Schau, als wäre sie mit aller Gewalt gezwungen worden, da zu sitzen, sie ißt gar nichts, man möchte sie für krank halten. Auch auf ihrem Antlitz, wie auf dem der Mutter, sorgenverratende Züge. Ei freilich, ihre Pflichten: sich um die Kinder, die Küche, des Mannes Wäsche zu kümmern, Besuche zu machen und Gäste zu empfangen, Pelze gegen Motten zu schützen und Klavier zu spielen! Wie viel Pflichten und wie wenig Arbeit! Nadja und ihre Mutter machen entschieden nichts. Wenn sie vor Langeweile die Blumen begießen oder mit der Köchin zanken, so stöhnen sie zwei Tage danach vor Ermüdung und sprechen von Zwangsarbeit . . . Waßja, der Bruder der Frau, verzehrt ruhig und schweigsam das Mahl, verdrießlich darüber, daß er heute im Latein die schlechteste Nummer bekam. Der Kleine ist ein ganz bescheidener netter und dankbarer Junge, aber er zerreißt eine solche Masse Stiefel, Hosen und Bücher — es ist geradezu ein Unglück! . . . Die Kinder sind recht unartig. Bald verlangen sie Essig zu trinken oder wollen Pfeffer schlucken, bald liegen sie übereinander oder verwerfen Löffel usw. Wenn man nur daran denkt, dreht sich schon der Kopf. Frau und Schwiegermutter beachten streng den guten Ton . . . Gott bewahre, daß sich jemand mit dem Ellenbogen auf den Tisch stützt, das Messer nicht richtig hält oder damit ißt, oder wenn man beim Herumreichen der Speisen an die rechte Seite anstatt an die linke tritt . . . Sämtliche Gerichte, sogar Schinken mit Erbsen, riechen nach Puder und Konfekt, alles ist unschmackhaft, unappetitlich, fade . . . auch nicht einen Schatten der guten Kohlsuppen und der Grütze, die ich als Junggeselle aß. Schwiegermutter und Tochter unterhalten sich miteinander beständig französisch, russisch beginnt erstere nur dann, wenn sich das Gespräch um mich dreht, weil ein so herzloser, roher Mensch, ohne Gefühl und Scham, wie ich, nicht würdig ist, daß man von ihm in der zarten französischen Sprache rede . . . .

„Der arme Michail ist wahrscheinlich ganz ausgehungert," sagte die Frau, „morgens nahm er nur ein Glas Tee ganz ohne Brot zu sich, und so lief er aufs Gericht." Die Alte versetzt in ihrer bissigen Art: „Beunruhige dich nur nicht, meine Liebe, so einer hungert nicht! Gewiß ist er schon fünfmal zum Büfett gelaufen. Sie haben sich ja am Gericht ein Büfett angeschafft und bitten den Vorsitzenden, alle fünf Minuten eine Pause zu machen."

„Nach dem Mittagbrot beraten die beiden, wie man die Ausgaben verkleinern könnte. Man rechnet, notiert und findet zuletzt, daß sie maßlos groß sind. Die Köchin wird gerufen, man rechnet nochmals mit ihr zusammen, macht ihr Vorwürfe, es erhebt sich ein Zank um fünf Kopeken — — Tränen, giftige Worte! — — Dann Ausschmücken der Zimmer, Umstellen der Möbel, und dies alles vor Nichtstun."

„Der Kollegien-Assessor Tscherepkow hat ausgesagt," summt der Sekretär, „daß ihm die Quittung Nr. 811 zwar übersandt worden ist, daß er trotzdem die im kommenden 46 Rubel und 2 Kopeken nicht erhalten hat, worüber er sich auch seinerzeit ausgelassen hatte." — —

„Wenn man sich alle jene Mißstände in sein Gedächtnis ruft und sich darüber sein Urteil bildet, so sagt man sich: Schwamm drüber! Man möchte alles zum Teufel schicken. Den ganzen lieben Tag ermattet, denerviert und beklemmt dich dieser Dunstkreis von Unbehagen und Fadheit. Du möchtest deiner Seele nur eine einzige frohe Minute der Erholung gönnen. Man geht heimlich zu Nataścha oder, wenn genügend Geld da ist, zu den Zigeunern und vergißt alles — auf Ehrenwort, alles vergißt man. Weiß der Teufel, da hinter der Stadt, im Separee, streckst du dich auf dem Sofa aus, die Asiaten singen, springen, toben, und du fühlst, wie sich deine Seele umwandelt von der Stimme dieser bezaubernden, dieser schrecklich tollen, ausgelassenen Zigeunerin Glascha — — Glascha! Liebe, herrliche, wunderbare Glascha! Ihre Zähne, Augen, ihr Rücken!"

Der Sekretär summt, summt, summt. Im Geiste des Verteidigers beginnt alles zu verschwimmen und zu tanzen. Richter und Geschworene können sich vor Langeweile kaum noch halten, dem Publikum flimmert es vor den Augen; die Decke scheint sich bald zu heben, bald zu senken. Des Anwalts Gedanken spinnen sich zu langen Fäden, die ebenso schnell wieder jäh abgerissen werden — — Nadja, die Schwiegermama, die lange Nase des Gerichtsbeisitzers, der Angeklagte, Glascha — all dieses hüpft, dreht sich und geht in weite, weite Ferne.

„Schön," zischelt leise im Schlummer der Verteidiger, „schön, man liegt auf dem Sofa, ringsumher ist es mollig — — warm — — Glascha singt."

Ein durchdringender Schrei.

„Herr Verteidiger."

„Schön — — mollig — — keine Schwiegermutter, keine Amme, keine Suppe, die nach Puder riecht. Wackere, gute Glascha!"

„Herr Verteidiger," — derselbe scharfe Ruf zum zweitenmal.

Der Verteidiger fährt auf und öffnet die Augen. Ihm zugewandt starren die schwarzen Augen der Zigeunerin Glascha, lächeln ihre kosigen Lippen, erglänzt ihr braunes, schönes Gesicht. Noch nicht ganz erwacht und ungewiß, ob dieses ein Traumgebild, eine Erscheinung ist, blickt er mit aufgesperrtem Mund auf die Zigeunerin.

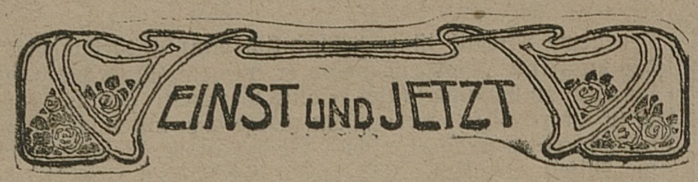
„Herr Verteidiger, wünschen Sie vielleicht die Zeugin über etwas zu befragen?"

„Ach so, das ist die Zeugin — — Nein, ich wünsche nichts, ich habe nichts."

Erst jetzt kommt der Anwalt, mit einer energischen Bewegung des Kopfes erwacht, vollends zu sich. Jetzt ist es ihm klar, daß in der Tat dort die Zigeunerin Glascha steht, daß sie hierher in der Eigenschaft als Zeugin berufen ward.

„Uebrigens, pardon, ich habe doch etwas zu fragen," sagt er laut zu Glascha gewandt. „Zeugin, Sie dienen in dem Zigeunerchor von Kysmitschow, sagen Sie, wie oft zechte wohl der Angeklagte in Ihrem Restaurant? So. Erinnern Sie sich nicht, hat er jedesmal allein für sich bezahlt, oder kam es vor, daß auch andere für ihn die Zeche zahlten? Ich danke Ihnen — — genug."

Der Verteidiger trank zwei Glas Wasser und die Traumgebilde verschwanden gänzlich. —



Der Trauring.

Tief in Dunkel gehüllt liegt der Ursprung des Trauringes. Wir wissen nicht, welches Volk das erste war, das den Trauring als ein Symbol der Ehe in Anwendung brachte. Jedoch erscheinen die ältesten Spuren nach Indien hinzuweisen, da im National-Epos der alten Indier, in Kalidasas „Sakuntala", bereits der Trauring erwähnt wird. Auffallend ist, daß in den Liedern des Homer nirgends von dem Trauring die Rede ist, so daß man annehmen muß, daß der Brauch, die Ehe mit dem Anlegen des Trauringes als geschlossen zu betrachten, von Asien aus erst verhältnismäßig spät in Europa Eingang fand. Seit wann die Trauringe aber allgemein Sitte wurden, läßt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen.

Der Ring, den die Brautleute gegenseitig bei dem Vollzug der Ehe auszutauschen pflegten, oder den der Bräutigam der Braut an den Finger steckte, hatte in altheidnischer Zeit eine sehr verschiedene Bedeutung. Mochte seine Bedeutung aber auch je nach den Sitten des Volkes eine mannigfache sein — überall liegt der eine Gedanke zugrunde, daß der Trauring etwas Heiliges sei. So galt er bei den alten Kulturvölkern vielfach als Amulett gegen alle möglichen bösen Geister, die das Glück der Ehe, der Familie und des ganzen Hauses bedrohten.

Meistens wurde der Trauring, nicht wie bei uns am vierten Finger der rechten, sondern der linken Hand getragen. Man glaubte nämlich, daß von diesem Finger aus eine Ader direkt zum Herzen führe. So hoffte man, daß die geheimnisvolle Kraft, die im Trauring schlummert, unmittelbar über das Herz dessen, der ihn trug, Macht haben und so vor Untreue und Verrat schützen würde. Dem Finger selbst, an dem der Trauring getragen wurde, schrieb man übernatürliche Kräfte zu. Die offene Wunde, die man mit ihm berührte, sollte sich alsbald schließen, und das rieselnde Blut zu fließen aufhören.

Noch heute ist mit dem Trauring im Volke mancher Aberglaube verknüpft. So heißt es in Norddeutschland, daß die Ehe unglücklich wird, wenn die Braut den Ring fallen läßt. In Hessen und in Tirol gilt das Zerspringen des Eheringes als sicheres Vorzeichen, daß bald eines der Eheleute sterben wird.

Heutzutage hat der einfache, glatte Goldreif ohne jeden Schmuck die kostbaren, kunstvoll gearbeiteten Trauringe von ehedem verdrängt.

Vom Jahrmarkt des Lebens

Kleide dich nach deinem Alter.

Der schönste Anzug einer Frau ist derjenige, welcher mit der ganzen Persönlichkeit so im Einklang steht, daß man ihn gar nicht bemerkt und gerade die Abwesenheit jedes auffallenden Putzes ist das Merkmal einer geschmackvollen Toilette. Gewöhnlich zeigt sich die menschliche Schwäche am meisten in bezug auf das Alter. Wie oft bemühen sich junge Mädchen, älter zu scheinen, als sie sind und wie groß sind oft die Anstrengungen älterer „jungen Damen", welche eine Jugendlichkeit glauben machen wollen, die sie längst nicht mehr besitzen. Junge Mädchen brauchen keine kostbaren Stoffe, leichte, helle, duftige Gewebe sollen ihre Gestalt anmutig umhüllen. Flatternde Bänder und Schleifen, zarte Frühlingsblumen und Blüten, ein Medaillon, ein Kreuz, eine zierliche Brosche sei der einzige Schmuck. Allmählich wird der Besatz der Kleider reicher und der runde Hut wird mit dem Kapotehut vertauscht. Lebhafte, prunkende oder vermischte Farben werden gewählt, bis nach und nach auch diese verschwinden, um den einfach wirkenden Stoffen, wie schwere Wolle, Tuch, Sammet und Plüsch, Platz zu machen. Auch die Machart wird wieder einfacher, aber auch zugleich würdevoller, bis das Haar sich unter dem Häubchen oder unter Spitzen verbirgt und das ernste Schwarz und das milde Weiß die Oberhand gewinnt.

Es kommt im Leben der Frau eine Zeit, wo sie Veilchenblau besser kleidet, als Rosenrot, und das muß beherzigt werden. Mit vierzig Jahren kleidet Grau und Violett weit besser als Rosa und Himmelblau. Weiß jedoch ist nicht nur für die Jugend, sondern auch für alte Damen sehr kleidsam.

Was das Haar anbelangt, so entspricht das Färben desselben durchaus nicht der Würde des Alters. Wie mild und schön sieht ein altes Gesicht unter dem grauen oder weißen Haar hervor, während ein schwarzgefärbtes Haar das Gesicht nur karikiert. Das Alter hat seine Schönheit wie die Jugend, wenn auch eine andere als diese. Und wer mit Gewalt die Spur der Jahre in seinem Aeußern verstecken will, der verzichtet auf das eine, ohne das andere zu erreichen.

Aus fernen Zonen

Wie die Schweden die Musikantenmörder bestraften. Die Wertschätzung, welche die Musik bei der schwedischen Nation vor Gustav Wasas Zeit genoß, scheint sehr gering gewesen zu sein. Das geht schon aus der Gleichgültigkeit hervor, mit welcher das Gesetz den Mörder eines Musikus behandelte. Der Mörder konnte die Erben abfinden mit neuen Schuhen, neuen Handschuhen und mit einer dreijährigen Kuh, deren Schwanz geschoren und mit Fett eingeschmiert wurde. Der Erbe mußte nun überdies noch eine besondere Geschicklichkeit entfalten, wollte er die Kuh erlangen, denn man führte sie auf eine Anhöhe, trieb sie durch Schläge an, und der Erbe mußte sie an dem durch das Fett schlüpfrig gewordenen Schwanze festhalten. Gelang ihm dies nicht, entschlüpfte das Tier seinen Händen, so ward ihm statt des Lohnes nur Spott zuteil, und der Mörder zog mit seiner Kuh wieder davon.

Von Nasr-eddin, dem türkischen Eulenspiegel, werden, gleichwie von unserem, eine Masse Schwänke erzählt. Das Büchlein, das sie erzählt, ist im ganzen Orient Volksbuch. Welcher Art seine Streiche waren, mag der folgende lehren. Eines Tages entlieh er von einem Nachbar einen Kessel, und nachdem er ihn gebraucht, legte er in den Kessel eine kleine Schüssel und brachte ihn so dem Eigentümer zurück. Der Nachbar sah die Schüssel in dem Kessel und fragte: „Was ist das?" — „Der Kessel hat ein Junges bekommen," antwortete Nasr-eddin. — Der Nachbar behielt die Schüssel. Nach einiger Zeit entlieh Nasr-eddin den Kessel abermals, brachte ihn in sein Haus und benützte ihn. Der Herr des Kessels wartete auf dessen Rückgabe mehrere Tage, dann aber kam er zu Nasr-eddin. „Was willst du?" fragte dieser. — „Ich will meinen Kessel!" — „Mögest du gesund bleiben! Der Kessel ist gestorben!" — „Stirbt denn je ein Kessel?" fragte darauf der Eigentümer zornig. — „Da du doch geglaubt hast, daß der Kessel ein Kind bekommen hat, und hast die kleine Schüssel behalten, willst du jetzt nicht glauben, daß er gestorben ist?"

Humoristisches Allerlei.

Bauernversammlung. Vorsitzender Huberl: „Das laßt ihr euch gefallen? Das verstehe ich nicht, da müßt ihr doch protestieren!" — Alles still. Da steht plötzlich ein kleines, behäbiges Bäuerlein auf und ruft: „Mitglieder, werte Mitglieder! Wir protestieren, wir protestieren ganz gehörig!" (Zum Vorsitzenden gewandt): „Aber sag' erst a mal, Huberl, wat heißt denn eigentlich „protestieren"?"

Boshaft. „Ich höre, Sie sind ein großer Musikkenner, Herr Professor?" — „O ja, aber kümmern Sie sich nicht darum, spielen Sie nur weiter."

Aus einer Universitätsstadt. Nachtwächter (einen angeheiterten Studiosus führend): „Wohnt dieser Student vielleicht bei Ihnen?" — Hausmeister: „Weiß es nicht — bin erst seit gestern hier!" — Nachtwächter: „Na, nehmen Sie ihn nur! Wenn's nicht stimmt, wird er morgen umgetauscht!"

Was ein Häkchen werden will. Wohltätiger alter Herr (zu kleinem Knaben, der weint): „Was fehlt dir, mein Junge?" — Kleiner Knabe: „Bu—hu! Ich hab' 50 Pfg. verloren." — Wohltätiger alter Herr: „Macht nichts, hier hast du andere" (gibt sie ihm). „Warum weinst du denn jetzt noch?" — Kleiner Knabe: „Weil ich nich 'ne Mark gesagt habe."